Abonnementspreis
mit der wöchentlich einmal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Aus der Arbeiterwelt“ einschl. Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6567) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei wiederholten Anzeigen Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens nach 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends nach 9 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 174. Dresden, Donnerstag den 31. Juli 1902. 13. Jahrg.

Um was es sich handelt.

gh. Bei dem elenden Schacher, der in den letzten Sitzungen der Zolltarifkommission des Reichstages ganz besonders wieder zu Tage getreten ist, erklärten die agrarischen Größen, sie wünschten ja nur einen **gerechten Ausgleich** zwischen der Landwirtschaft und der Industrie und wollten daher gerne die höchsten Eisenzölle und alle anderen Industriezölle bewilligen, wenn sie dafür die Brotwucher-Zölle erlangen könnten. Daß aber dieser „gerechte Ausgleich“ auf Kosten des arbeitenden Volkes erfolgt, daß es schließlich die Arbeiter und kleinen Leute sind, die die Zölle sowohl für die Großgrundbesitzer als auch für die Industriebarone bezahlen müssen: mit **dieser** „Kleinigkeit“ möchten sich die edlen Herren am liebsten gar nicht abgeben, und sie entrüsten sich gar gewaltig über das „zwecklose Gerede“ unserer Genossen, die hieran immer von neuem erinnern. In Wahrheit jedoch ist gerade dieses Moment von einer sehr großen Bedeutung. Hängt doch mit der wirtschaftlichen Entwickelung das Wohl und Wehe des arbeitenden Volkes aufs innigste zusammen.

Einen neuen Beitrag zu diesem Kapitel hat Dr. Fr. Prinzing-Ulm im letzten Heft der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft veröffentlicht. Er untersucht nämlich u. a. den Einfluß, den die Ehe auf die Kriminalität hat. Dieser Einfluß macht sich bei den Männern ganz anders geltend als bei den Frauen. Unter je 10 000 **männlichen** Personen wurden in Deutschland in den Jahren 1882—1893 wegen Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen verurteilt:

Im Alter von:	Ledige:	Verheiratete:
18—21 Jahren	134,5	325,4
21—25 „	122,3	150,9
25—30 „	120,5	103,5
30—40 „	140,1	79,9
40—50 „	120,7	58,6
50—60 „	71,4	39,5
über 60 „	28,7	19,8

Hier sind in erster Linie auffallend die hohen Ziffern der **Verheirateten bis zu 25 Jahren**. Fraglos ist die große Beteiligung der früh verheirateten Männer an den Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum zu einem guten Teil darauf zurückzuführen, daß der Familienvater nicht in der Lage ist, den Unterhalt für seine Familie, namentlich wenn sich Kinder einstellen, durch seinen Verdienst zu bestreiten. Je schlechter aber die Geschäftslage ist, und je teurer zu gleicher Zeit die notwendigen Lebensmittel werden, desto häufiger müssen auch die Fälle vorkommen, daß ein Familienvater durch die Not auf die Bahn des Verbrechens getrieben wird.

Freilich könnte uns eingewendet werden, daß in wirtschaftlich ungünstigen Zeiten verhältnismäßig wenig Ehen geschlossen, mithin viele solcher „leichtsinnigen“ Ehen vermieden werden. Das wäre aber ein falscher Schluß. Gerade leichtsinnige Leute begnügen sich auch bei schlechten Aussichten mit der Hoffnung, „daß es sich schon machen werde“; sie werden also vor der Ehe nicht zurückgeschreckt, fallen aber den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen am ehesten zum Opfer. Außerdem gereicht eine Erschwerung der Eheschließungen dem Volksleben durchaus nicht zum Segen. Im Gegenteil hat sich die Ehe im allgemeinen als ein Faktor bewährt, der auf die **Abnahme** der Vergehen und Verbrechen hinwirkt. Dies bestätigt ein Blick auf unsere Tabelle. Denn schon in der Klasse der Personen im Alter von 25 bis 30 Jahren weisen die Verheirateten **weniger** Verurteilungen auf als die Ledigen; und diese Differenz wird in jeder nun folgenden Klasse größer. Ganz gleich stellt sich das Verhältnis, wenn wir die Zahlen in Betracht ziehen, die die anderen Verbrechen und Vergehen ergeben. Endlich hat jede Erschwerung der Eheschließungen eine Zunahme in der Zahl der unehelichen Kinder zur Folge. Von diesen unglücklichen Wesen aber geht bekanntlich ein außergewöhnlich großer Teil zu Grunde.

Wichtig ist es ferner, wie die Ehe auf die **Frau** wirkt. In Deutschland wurden in den Jahren 1882 bis 1893 auf 10 000 **weibliche** Personen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze verurteilt:

Im Alter von:	Ledige:	Verheiratete:
18—21 Jahren	41,5	66,2
21—25 „	41,7	47,0
25—30 „	44,1	45,4
30—40 „	44,6	50,9
40—50 „	33,5	46,8
50—60 „	22,1	29,9
60 und mehr Jahren	10,2	13,3

In **allen** Altersgruppen stellen also die weiblichen Verheirateten mehr Verurteilte als die Ledigen. Dies wird besonders bewirkt durch Vergehen wie Beleidigung, Körperverletzung und Hausfriedensbruch. Nun vergegenwärtige man sich, welche Folge ein schlechter Verdienst des Mannes, verbunden mit der Verteuerung des Lebensunterhaltes auf die Frau haben muß. Sie wird verbittert und aufgeregt und kann infolgedessen um so leichter sich zu derartigen Ausschreitungen hinreißen lassen.

Am meisten aber fällt die Kriminalität der Verwitweten und Geschiedenen auf. Sie ist bei beiden Geschlechtern sehr groß. Beim verwitweten Mann spielt eine bedeutende Rolle das unregelmäßige Leben, dem viele Witwer verfallen, und das bei ihrem Alter nicht ohne große Nachteile für Körper und Geist bleiben kann, so daß sie oft allen moralischen Halt verlieren. Die Witwer stehen bei fast allen Delikten in erster Linie, und dies fällt ganz besonders auf bei den schwersten und gemeinsten Verbrechen: Mord, Blutschande, falsche Anschuldigung, Meineid.

Die vielen Verurteilungen bei den **Witwen** dagegen entspringen vor allem der Not. Daher bei ihnen auch die ganz besonders große Zahl der Vermögensdelikte und anderer Delikte, die einen Vermögensvorteil versprechen, so der Kuppelei, der Uebertretungen der Gewerbeordnung usw. Schließlich hängt eine große Anzahl der von Witwen begangenen Delikte mit dem Eintritt vieler Witwen in die Gruppe der selbständigen Erwerbsthätigen zusammen; sie werden plötzlich in ganz neue Verhältnisse versetzt, denen sie nur zu häufig in keiner Weise gewachsen sind.

Wenn aber durch den Brotwucher die Lage des arbeitenden Volkes verschlechtert wird, so wird das sicher die Lebensdauer manches Familienvaters und mancher Familienmutter verkürzen. Denn nichts reibt den Menschen so schnell auf wie die Sorge um das tägliche Brot, wie die Verzweiflung darüber, daß wir nicht unsere Pflichten gegen unsere Familie erfüllen können. Wie der vorzeitige Tod des Mannes oder der Frau auf den hinterbliebenen Witwer oder die Witwe wirkt, haben wir oben gezeigt. Noch schlimmer aber steht es oft mit den Kindern, denen jeder Schutz geraubt ist, und die ohne die nötige Erziehung aufwachsen. So hängt eins mit dem anderen zusammen, so hat der Brotwucher für die Arbeiter in jeder Beziehung die schlimmsten Folgen. Es handelt sich also für uns nicht nur um „einige wenige Pfennige“, sondern in Wahrheit um nichts weniger als die gedeihliche Entwickelung unseres Volkslebens. Deshalb lohnt es sich fürwahr, daß wir den Kampf gegen den Brotwucher mit allen unseren Kräften führen.

Politische Uebersicht.

Schuckert.

Aus den Kreisen der **Aktionäre** wird uns zu der **Katastrophe** der Schuckertgesellschaft folgendes geschrieben:

Wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht auf die **kleinen** Schuckertaktionäre, daß im letzten Jahre nicht nur der Gewinnvortrag von 6½ Millionen Mark verloren gegangen ist, sondern daß sich auch noch eine Unterbilanz von 15½ Millionen Mark ergeben hat. Was das zu bedeuten hat, kann nur derjenige recht eigentlich ermessen, der die Verhältnisse dieser Gesellschaft näher kennt. Dem Unternehmen haftete ein entschieden partikularistisch-lokalpatriotischer und patriarchalischer Zug an. In Nürnberg hat hat man die Fabrik aus kleinen Anfängen emporblühen sehen; noch lebt die Generation, der der Begründer Schuckert angehörte, noch schaffen in dem Unternehmen eine Menge Arbeiter, die schon zu Schuckerts Zeiten dort gestanden haben. Von den Aktien befinden sich viele in den Händen der kleinen Sparer, die für ihr mühsam erworbenes kleines Kapital keine bessere Anlage finden zu können glaubten, als die Schuckertaktie. In Nürnberg setzte man einen gewissen Stolz darein, bei Verehelichungen die Mitgift der Kinder in Schuckertaktien auszuzahlen. Jahrelang ist ja auch alles ausgezeichnet gegangen; die Fabrik gedieh sichtlich, immer neue Vergrößerungen wurden vorgenommen, immer mehr Arbeiter eingestellt, immer höhere Dividenden gezahlt. Als über Sachsen die große Krachperiode hereinbrach, die Dresdner Kreditanstalt an Kummer & Ko., die Leipziger Bank an der Trebergesellschaft zu Grunde gingen, da herrschte bei uns in Bayern noch immer das triumphierende Gefühl: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!“

Als damals schon die sozialdemokratische Presse — vornehmlich die Fränkische Tagespost in Nürnberg und die **Sächsische Arbeiterzeitung** — über die gewöhnliche Kleinkritik der Arbeiterverhältnisse hinausging und die Geschäftsgebarung der Fabrikleitung und des Aufsichtsrats in den Kreis ihrer Erörterungen zog, da fehlte es gerade in den Reihen der Aktionäre nicht an Entrüstung. Der Schreiber dieser Zeilen kann aus eigener Erfahrung mitteilen, daß die Kleinaktionäre, bei denen sich die partikularistische Verbohrtheit mit der zitternden Angst um den geringen Besitz paarte, besonders „empört“ über diese „Hetze“ waren. Die guten Leute sahen das Unheil nicht, weil sie es nicht sehen **wollten**; die Vogelstraußpolitik, die vom Vorstand und Aufsichtsrat systematisch großgepäppelt wurde, war ihnen lieber als die bittere Wahrheit. Man hatte ihnen jahrelang den inzwischen verabschiedeten Generaldirektor Wacker als die Perle eines „Konga-

Kinder des Volkes.

Roman von Alfred Bock.

(Nachdr. verboten.)

I.

Der Arzt hatte seine Untersuchung beendet, legte das Stethoskop beiseite und ließ sich an seinem Schreibtisch nieder, den üblichen Eintrag in das Krankenjournal zu machen.

Unterdessen schlüpfte sie behende in ihre Kleider. Sie war von schönem Körperbau, schlank wie eine Tanne. Ihr feines, schmales Gesicht war sehr bleich und ließ die Spuren überstandener Krankheit erkennen.

Da sie sich angekleidet hatte, richteten sich ihre großen, stahlblauen Augen erwartungsvoll auf den Doktor.

Dieser, ein würdiger Greis, der seit vielen Jahren seines Amtes am Krankenhaus des Städtchens waltete, erhob sich langsam und sagte in seiner derben, aber wohlwollenden Art:

„No, Launsbach, Sie haben sich wieder hübsch herausgerappelt. Alles in Ordnung. Jetzt Vorsicht. Keine Dummheiten gemacht. Vor allen Dingen Diät. Den Kaffeetudel weglassen. Milch, viel Milch. Und dann die Brotreiberei. Taugt nichts. Meinethalben ein Krüstchen, aber keinen halben Laib. Und hin und wieder ein Stück Fleisch. Das bringt die Strickmaschine doch ein. Und nicht gleich drauf los schanzen. Sonst kriegen wir einen Rückfall. Also vernünftig, Launsbach. Und jeden Tag eine Stunde an die frische Luft. Das war's.“

„Vielen Dank auch, Herr Medizinalrat!“ sagte sie herzlich. Ihre Stimme hatte einen sympathischen Klang.

„Keine Ursach',“ brummte der alte Herr und drehte sich um.

Sie ging. Draußen auf dem Flur wartete die Oberschwester und reichte der Wiedergenesenen ein schön gebundenes Büchlein dar.

„Nehmen Sie das zum Abschied, Lene,“ sprach sie salbungsvoll. „Es ist ein Wegweiser und ein Tröster. Auf der ersten Seite steht: Nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat und gesandt hat seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden.“

Das letzte Wort hob sie mit einem eigenen Ton hervor. Ueber das Gesicht des Mädchens fuhr ein leichtes Rot, doch versetzte sie ruhig:

„Danke schön, Schwester Martha.“

Die Oberschwester gab ihr bis zur Thür das Geleite. Nun trat sie, zum erstenmal seit vielen Wochen, ins Freie hinaus und war wie geblendet von der Fülle von Licht. Die immer noch warme Oktobersonne überglänzte die Stadt und das weite Gelände. Von der erhöhten Stelle, auf der das Krankenhaus lag, sah man in die winkeligen Gassen. Der Lärm des Tages scholl verhalten herauf, aber unweit am Burgberg spielten die Kinder und deutlich hörte man ihr Singen:

„Reiter zu Pferd,
Die Stiefel geschmiert,
Die Kugel gegossen,
Die Feuer geschossen,
Piff, paff, puff!“

Langsam schritt sie den gewundenen Pfad bergab. Was für eine Wohlthat, die frische Luft zu atmen, wenn man elf Wochen im Krankenhaus gelegen hatte. Elf Wochen, du liebe Zeit! Wie schwerkrank sie gewesen war, hatte ihr die Zorben, ihre Bettnachbarin, zugetuschelt, denn der Medizinalrat und die Schwestern schwiegen sich aus. Vier Wochen lang hatte sie stark gefiebert und dabei getobt und gethan wie besessen. Dann war eine große Hinfälligkeit über sie gekommen. Obendrein nahm der Magen nichts an. Da hing denn ihr Leben an einem Fädchen. „Droben,“ sagte die Zorben, gen Himmel deutend, „war Dein Logis bestellt, ein Wunder, daß Du davon gekommen bist.“ Ja, wirklich ein Wunder. Zwar mit zweiundzwanzig Jahren das Zeitliche segnen, wär' reichlich früh gewesen. Man hatte doch noch allerlei zu thun auf der Welt. Bei Brückners freilich hatte an ihrer Statt eine andere an der Strickmaschine hantiert. So gut wie sie, vielleicht noch besser. Da war ihr Platz schnell ausgefüllt. Und der Maschine war's gleich, wer sie bediente. Aber ihr Bübchen, das Karlchen, war keine Maschine, ging an der Mutterbrust auf wie ein Kreppel. Herrjeses, was schwätzte sie denn da hin! Seit elf Wochen hatte sie ihr Kind nicht gesehen, geschweige, daß sie ihm Nahrung gereicht. Wie die Zorben sprach, hatte sie im Fieber gewimmert, sie möchten ihr das Karlchen bringen, das sterbe sonst den Hungertod. Und später, wie sie bei Sinnen war, hatte sie die Sehnsucht nach dem Kind verzehrt. Die Bellsien, ihre Hausfrau, war sie besuchen gekommen und hatte erzählt, das Karlchen sei brav bei der Flasche und wiege seine vierzehn Pfund. Vierzehn Pfund! Herrgott, mußte das ein Dickack geworden sein. Das Herz schwoll ihr vor übermächtiger Freude. Karlchen, Karlchen! Noch ein paar Minuten, und sie hielt ihr Bübchen wieder im Arm. —

Bei scharf abfallendem Weg war sie in Schuß gekommen. Nun bezähmte sie sich geschmeidig zurück und hemmte die Ueberhast der Schritte.

Seltsam, all' ihre Gedanken waren bei ihrem Kind, für den Konrad Schollas fiel gar nichts ab. Ja, verdiente der's denn besser? In elf langen Wochen hatte er einmal im Krankenhaus nach ihr gefragt. Dann hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Und das war eine Schande vor Gott und der Welt! Was dachte er sich denn eigentlich? Je nun, das war nicht schwer zu erraten. Vorbeidrücken wollte er sich, weiter doch nichts. Seitdem das Kind in der Wiege lag, war er kalt und zugeknöpft. Die Zärtlichkeiten waren ihm geschenkt, aber geredet werden mußte er ihr um des Kindes willen. Daran setzte sie alles. Sobald er ihr in den Weg kam, sollte er Farbe bekennen. Ging er mit glatten Worten um die Hochzeit herum, trug sie dem Schiedsrichter die Sache vor, daß der ihm merkt ins Gewissen redete. Und half das nichts, so blieb ihr immer noch der Weg der Klage.

Ihre Stirn bewölkte sich, und ein harter Zug legte sich um ihren schönen Mund. Warum hatte sie dem Schollas blindlings vertraut! Sie war doch sonst von Natur überlegsam. Jawohl, aber wenn ging der Verstand nicht einmal durch? Sacht, sacht! Daß sie bei der Wahrheit blieb, sie hatte ihn vorsätzlich durchsehen lassen. So nah stand der Schollas ihr seinerzeit, daß sie ihm alles zuliebe that. Das war auf eigene Weise gekommen. Sie wohnte mit ihrer Mutter selig in der Lindengasse beim Schreiner Luft. Es war ein altes, finsteres Haus, deshalb war auch der Mietzins gering. Vier Stockwerke schoben sich übereinander, und unter dem Dach hatte Schollas, der Schreiner, ein Stübchen inne. Sie war tagsüber in der Fabrik und sah ihn nur zuweilen auf der Treppe. Da grüßte er höflich, und sie grüßte ihn wieder. Er schien ein stiller, arbeitsamer Mensch, ja, er that über seine

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020731/1
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG